



RADIKAL, BRUTAL, VISIONÄR

DER AUSSERIRDISCHE

Warum Elon Musk vergöttert und verteufelt wird



WIENER STAATSAFFÄRE
Hat sich Kanzler Kurz
seinen Aufstieg erkaufte?

DÜRRE UND SCHÄDLINGE
So sterben
Deutschlands Wälder

INFLATION
Warum alles
teurer wird

Ein Wald für die Zukunft

NATUR Alle wollen die heimischen Bäume schützen, die unter dem Klimawandel leiden. Nur wie? Die Fachleute sind uneins. Expedition in ein Ökosystem, das wir retten müssen, damit es uns retten kann.

Johannes Röhl hat heiße Sommer erlebt, trockene Winter, Stürme wie Kyrill 2007. Er weiß, was Bäumen widerfahren kann. Der Förster steht auf einer Anhöhe bei Bad Berleburg, seinen Hund an der Leine, den jagdgrünen Anorak hochgeschlossen, die Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen. Als die Steirische Rauhaabracke bellt, wirkt die Szenerie wie aus einem Heimatfilm.

Doch was der 62-Jährige sieht, ist kein grünes Idyll. Es sind Hunderte Bäume ohne Nadeln, ohne Laub, zerstört von Schädlingen wie dem Borkenkäfer. Und große kahle Flächen, auf denen bereits gefällt wurde.

Röhl ist Forstdirektor des Fürsten zu Sayn-Wittgenstein, das Schloss der Familie steht im Zentrum Bad Berleburgs. Mehr als 11 000 Hektar Wald gehören dem Adelsgeschlecht hier im Wittgensteiner Land, an der Grenze zwischen Nordrhein-Westfalen und Hessen – eigentlich ein immenser Reichtum. Doch seit drei Jahren, sagt Röhl, «erntet man nur noch vom Käfer befallenen Holz».

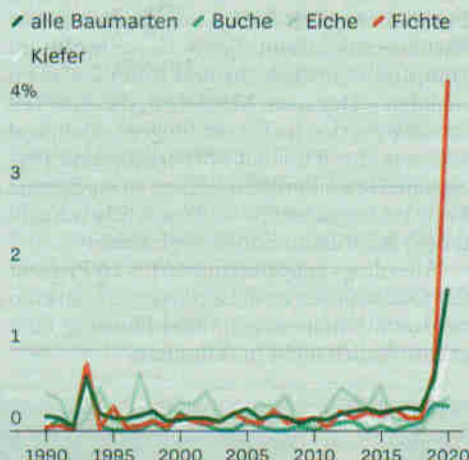
Die Dürren von 2018, 2019 und 2020, die zahlreichen Stürme und Schädlinge haben im Wald von Bad Berleburg einen Schaden von 55,5 Millionen Euro verursacht – und Röhl und seinen Kollegen aus den staatlichen Forstämtern eine gewaltige Aufgabe hinterlassen. Klaus Daum ist mit auf die Anhöhe gekommen, er ist zuständig für 680 Hektar in städtischem Besitz. »Darunter sind Waldstücke, da steht nichts mehr«, sagt er. »Um diese Flächen muss sich intensiv gekümmert werden.«

Nun müssen Daum und Röhl einen neuen, einen anderen Wald entstehen lassen. Er soll Extremwetterlagen und dem veränderten Klima trotzen. Ob ihr Umbau der Natur funktioniert, werden sie nie erfahren – das wird sich erst in Jahrzehnten zeigen. Es ist ein Generationenprojekt, das überall ansteht.

Denn wie im Wittgensteiner Land rund um Bad Berleburg sieht der Wald in zahlreichen Regionen aus: ein Mittelgebirge, überwiegend bepflanzt mit Fichten, die unter Forstwirten beliebt sind, weil sie schnell und gerade wachsen. Die Nadelholzart stammt ursprünglich aus kühleren Gebieten oder Höhenlagen, sie verträgt keine längere Trockenheit. Weil es in den Sommern der vergangenen drei Jahre zu wenig regnete, gerieten die Fichten in Stress. Ihr Abwehrsystem wurde geschwächt, Borkenkäfer breiteten sich aus.

Tote Riesen

Abgestorbene Bäume in Deutschland, Anteil in Prozent*

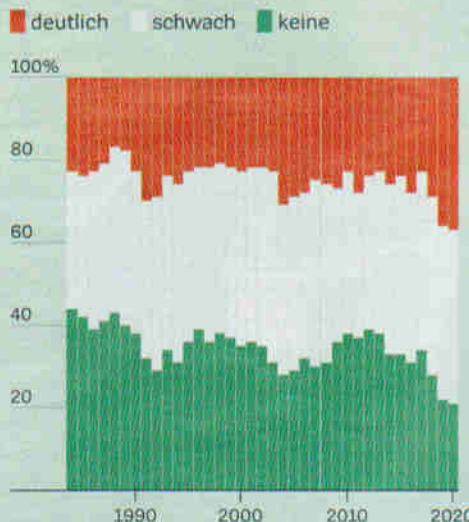


* Die Absterberate ist der Anteil der Bäume in der Stichprobe, die zur Zeit der Erhebung noch stehen, jedoch seit der vorhergehenden Erhebung abgestorben sind.

• Quellen: Bundeslandwirtschaftsministerium, Thünen-Institut für Waldökosysteme, 2021

Kranke Kronen

Kronenverlichtung des deutschen Baumbestands*, Angaben in Prozent



* bis 1989 ohne neue Bundesländer

• Quelle: Bundeslandwirtschaftsministerium

In welchem Ausmaß der deutsche Wald unter den Folgen dieser Dürre leidet, ist im jährlichen Waldzustandsbericht des Bundeslandwirtschaftsministeriums nachzulesen. 79 Prozent aller Bäume zeigen eine »Kronenverlichtung«, der sperrige Begriff gilt als Maßstab des Schreckens: Je lichter die Krone, je weniger Blätter oder Nadeln, desto schlimmer steht es um den Baum.

Und so schlimm wie 2020 stand es seit Beginn der Erhebungen noch nie (siehe Grafik). Auch die Zahl abgestorbener Bäume war höher denn je. »Vor allem unsere alten Wälder leiden«, sagte Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner (CDU), als sie den Bericht im Februar vorstellte. »Die Auswirkungen des Klimawandels spüren wir mit aller Härte.«

Die Lage ist so ernst, dass sich etwas ändern muss – es findet sich kaum einer, der da widersprechen würde: nicht in den Reihen der Förster, nicht in der Riege der Politiker, Jäger, Wanderer und anderer Erholungssuchender. Und schon gar nicht unter den Naturschützern. Doch alle streiten sie, unerbittlich und oft hässlich, wie der Umbau des Waldes vonstattengehen soll.

Die Aufgabe ist so komplex, wie es Fragen der Biologie, Chemie und Physik nun einmal sind. Vernunft und Faktentreue wären gute Ratgeber. Stattdessen beherrschen Unverständnis, Empörung, jede Menge Weltanschauung und gegenseitige Verachtung die Debatten. Einen Spinner wie den Forstmann Peter Wohlleben, der mit seinen Büchern über die Geheimnisse der Bäume zum bekanntesten deutschen Walderklärer wurde, könne man vergessen, schimpfen die einen. Im Forstministerium säßen Hardliner, mit denen sich nicht diskutieren lasse, behaupten die anderen. Grob vereinfacht, geht es in all den Auseinandersetzungen immer wieder um eine große, eine grundsätzliche Frage: Braucht es den Menschen, um den Wald zu retten, nachdem er ihn in Teilen selbst hingerichtet hat? Oder sollten wir diese Mammutaufgabe lieber der Natur überlassen?

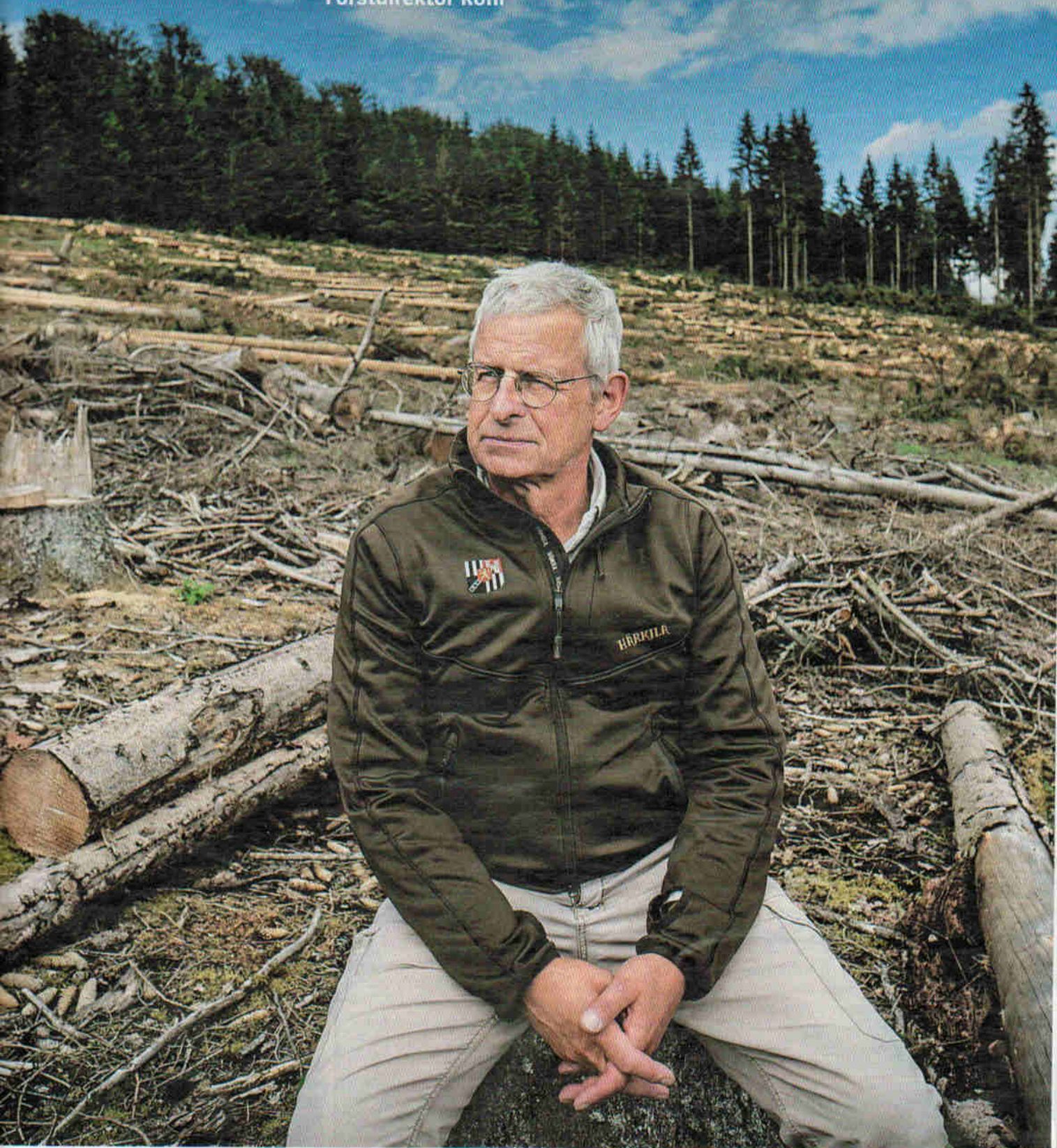
Intakte Wälder sind überlebenswichtig. »Wir brauchen natürliche CO₂-Senken, um Klimaneutralität zu erreichen«, sagt der Niederländer Gert-Jan Nabuurs, Leiter des sechsten Sachstandsberichts des Weltklimarats IPCC. Nur auf technischem Wege werde man die Emissionen nicht auf null reduzieren können. »Wir brauchen zum Ausgleich Wälder oder Moore – und dieser Ausgleich ist durch den Klimawandel in Gefahr.«

Der Wald kommt ohne den Menschen aus, aber der Mensch nicht ohne den Wald. Er braucht ihn nicht nur als Verbündeten gegen die Erderwärmung, sondern vom ersten Lebenstag an zum Atmen. Zum Bauen, zum Heizen. Und als Rückzugsort fürs Seelenheil.

Schon lange verbindet die Deutschen ein inniges, vielleicht einmaliges Verhältnis mit ihrem Wald. Jahrhundertlang nutzten sie ihn vor allem als Vorratskammer für Holz, Wildfleisch, Beeren und Pilze, spätestens seit gut 200 Jahren aber ist er eine Art nationales

» Da sind Waldstücke, da steht
nichts mehr.«

Forstdirektor Röhl



Symbol. Die Anhänger der Nationalbewegung feierten die dicht an dicht stehenden Bäume nach dem Sieg über Napoleon als Sinnbild von Geschlossenheit und Stärke, die Bewohner der wachsenden Industriestädte entdeckten den Wald als reinen Raum der Natur. Der Dichter Joseph von Eichendorff erhob ihn zum Gegenentwurf der kalten »geschäftigen« Welt. Caspar David Friedrich malte hochragende Bäume vor dramatischen Himmelskulissen. Romantik pur.

Heute ist knapp ein Drittel Deutschlands als Wald ausgewiesen. Das ist viel, aber der Wald muss auch jede Menge leisten: Er ist Sauerstoffspender, Trinkwasserfilter, Zufluchtsort für gestresste Städter, Arena für Bewegungswillige, Revier für Jäger, Mekka für Naturschützer, Ressource für die Holzindustrie. Und außerdem ist er auch noch Eigentum. Rund 48 Prozent des deutschen Waldes sind in privatem Besitz.

Was daraus folgt? So wie in den Städten um den öffentlichen Raum gekämpft wird, um Radwege, Parkplätze und Busspuren, ist längst auch ein Kampf um den Wald entfacht. Und dabei geht es um weit mehr als einen Forst, der einer Autobahntrasse oder einem Braunkohlebagger weichen soll. Es geht ums Ganze, um 11,4 Millionen Hektar. Wer hat welche Rechte? Wer verzichtet, wer setzt seine Interessen durch?

Ein SPIEGEL-Team hat sich erklären lassen, was der Umbau des Waldes bedeutet. Es hat mit Forstleuten und Naturschützern gesprochen, mit Kaufleuten und Politikern, Spaziergängern und Mental Coaches. Entstanden ist eine Expedition in den Wald, den wir retten müssen, damit er uns retten kann.

1. Der Baumschul-Unternehmer

Die Veränderung des deutschen Waldes zeigt sich für Armin Vogt, 61, in seinem Auftragsbuch. »Wenn wir früher bei meinem Vater eine Bestellung abfertigten, waren das drei Lastwagen mit Anhängern für einen Kunden«,

erinnert sich der Co-Inhaber einer Forstbaumschule in Pinneberg bei Hamburg, eines Familienunternehmens. »Heute schicken wir einen einzigen Lkw zu mehreren Abnehmern los.« Damals waren es fast ausschließlich Fichten, heute sind es zig verschiedene Baumarten.

Zwei seiner Mitarbeiter haben Esskastanien auf einen Traktor geladen und fahren damit über den Acker. Kastanien purzeln durch ein System von Rohren, landen in einer Reihe auf dem Boden und werden sogleich mit Erde bedeckt. Auf dem Feld lässt Vogt außerdem Roterlen wachsen, Weißtannen, Fichten, ein Feld weiter Rotbuchen.

Hätte der Mensch der Natur freien Lauf gelassen, stünden in weiten Teilen Deutschlands Laubwälder, vor allem Buchen und Eichen. Stattdessen ist die Fichte, ein Nadelbaum, mit 25 Prozent der Waldfläche die häufigste Baumart. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren große Waldflächen kahl geschlagen worden – um Reparationen zu leisten und Rohstoff für den Wiederaufbau zu liefern. Und weil es Fichtensaatgut reichlich gab und die Bäume trotz Frost zuverlässig wuchsen, entstand vielerorts eine Monokultur.

Zwar neigen solche Reinbestände dazu, im Sturm umzukippen. Doch Forstleute, die das Fichtenholz als Baustoff für Häuser oder den Bergbau gut vermarkten konnten, nahmen es leicht. »Die Fichte fällt ins Geld«, hieß es in der Branche. Forstbaumschulen sorgten für Nachschub. Jene Fichten, die stehenblieben, wurden per Kahlschlag geerntet, die Flächen anschließend wieder aufgeforstet.

Nachdem die Luftverschmutzung in den Achtzigerjahren ein Waldsterben verursacht hatte, erließen die Bundesländer Gesetze, um großflächigen Kahlschlag einzudämmen. »Naturnahe Forstwirtschaft« heißt nun die Alternative. Statt junge Gewächse aus der Baumschule zu pflanzen, setzen Förster auf den Samen, den alte Bäume abwerfen – auch weil gepflanzte Bäume in der Regel ein weniger kräftiges Wurzelwerk entwickeln als die na-

türlich gewachsenen. Als Mittel der Wahl gilt daher seit drei Jahrzehnten ein Waldumbau, der Fichten- oder Kiefernreinbestände allmählich in Mischwälder verwandeln soll, mit Laubbäumen wie Buchen oder Eichen. Mit Folgen für die Forstbaumschulen: Seit Anfang der Neunzigerjahre hat sich die Anbaufläche mehr als halbiert.

Mehr Abwechslung ist indes dringend notwendig, denn was in deutschen Wäldern steht, so urteilt der Waldökologe Jörg Müller von der Universität Würzburg, »ist mittelalt, mitteldicht und ziemlich langweilig«. Und diese Einfalt bringt in Zeiten des Klimawandels Risiken mit sich. Wissenschaftler prognostizieren für die kommenden Jahrzehnte höhere Temperaturen, mehr Regen im Winter und weniger Niederschlag im Sommer. Selbst wenn sich das Wachstum der Bäume dadurch beschleunigen könnte, drohen nun mehr Extremwetter mit Dürre und Waldbränden.

Armin Vogt hat es geschafft, sein Geschäftsmodell an den Waldumbau anzupassen. Und nun, nach Jahren der Dürre und Borkenkäferschäden, ist die Nachfrage ebenso groß wie die Unsicherheit. Gesucht werden Baumarten, sagt Vogt, »die mit Trockenheit klarkommen«. Doch allein bei der Rotbuche unterscheidet man 26 deutsche Herkunftsregionen, jede hat ihre Eigenheiten. Welche von ihnen wird sich im Harz im Juli 2065 wohlfühlen? Oder lieber die Douglasie, ein anspruchsarmer Nadelbaum aus Nordamerika? Den einen gilt sie als Rettung, die anderen verschmähen sie als fremde Art.

Was Vogt in diesem Jahr aussät, kann er in zwei bis fünf Jahren verkaufen. Es sei denn, eine Art gerät außer Mode oder in Verruf – wie zuletzt die Baumhasel. »Es reichte ein Artikel in einer Forstzeitschrift, wonach die türkische Baumhasel doch nicht geeignet sei, sondern nur die südfranzösische«, sagt Vogt. Danach war sein Sortiment unverkäuflich. »Die Produktion von zwei Jahren mussten wir wegschmeißen.«

2. Die Waldschützerin

Einen Wald »umbauen«? Allein die Idee findet Susanne Ecker absurd. Sie ist Sprecherin der Bürgerinitiative »Schützt den Pfälzerwald«, eines der größten zusammenhängenden Waldgebiete Deutschlands. Ecker ist auf dem Weg in eine der Kernzonen, wo seit Jahrzehnten kein Holz mehr geschlagen wird. »Dort kann man eine Idee davon bekommen, wie ein richtiger Wald aussieht«, sagt Ecker. »Alles andere ist Forst. Holzplantagen.«

Auf der Fahrt passiert Ecker, 60, eine sogenannte Pflegezone des Biosphärenreservats Pfälzerwald. Hier werden im Auftrag der Landesforsten Rheinland-Pfalz weiterhin Bäume geerntet. Während Ecker den schwarzen Jeep über die kurvige Straße steuert, deutet sie mit der Hand auf ein Waldstück. Wenige große, alte Buchen, umringt von zahlreichen jungen Bäumen. »Schirmschlag«, sagt sie anklagend. Nach und nach seien hier zu viele Buchen gefällt worden, was das schattenspendende

Die Spur des Borkenkäfers

Holzeinschlag in deutschen Wäldern, in Millionen Kubikmeter



Quelle: Destatis



»Gesucht werden Baumarten, die mit Trockenheit klarkommen.«

Baumschulbetreiber Vogt



»Ein Schwimmbad und ein Theater machen auch keinen Gewinn.«

Waldschützerin Ecker

Blätterdach zerstört habe. Nun falle zu viel Sonnenlicht in den Wald, dem die übrigen alten Bäume schutzlos ausgeliefert seien. Sie erleiden eine Art Sonnenbrand, der am Ende für die Bäume tödlich sei.

Es sind solche Praktiken, die Ecker vor zehn Jahren zur Waldschützerin gemacht haben, weil sie im Widerspruch zum Waldökosystem stehen. Sie hatte eine Schulung zur Natur- und Landschaftsführerin gemacht. »Aber den Wald, den wir in der Ausbildung studiert hatten, gab es draußen gar nicht.«

Susanne Ecker gründete mit anderen Teilnehmern ihres Kurses die Initiative im Pfälzerwald. 2017 schlossen sich Aktivistinnen und Aktivisten dann bundesweit in der Bundesbürgerinitiative Waldschutz zusammen. Auf ihrer Website dokumentieren sie, wie alte Bäume gefällt und Waldwege von gewaltigem Gerät zerfurcht werden. Die Ernte- und Rückemaschinen wurden in den vergangenen Jahrzehnten immer größer. Mehr als 30 Tonnen schwere Harvester zum Beispiel erzeugen noch in 20 Zentimeter Bodentiefe einen enormen Druck. Eigentlich soll Waldboden Hohlräume für Wasser und Luft bieten, sollen sich Wurzeln verankern sowie Tausende verschiedene Mikroorganismen und Tierarten ausbreiten. Doch wenn die Bodendichte zunimmt und das Porenvolumen sinkt, erschwert dies das Wurzelwachstum.

Naturschützer raten deshalb zum Einsatz von Rückepferden, was wiederum Tierschützer alarmiert. Und ebenfalls zur Wahrheit

gehört, dass mit dem vermehrten Gebrauch von großem Gerät die Zahl und Schwere der Arbeitsunfälle im Wald zurückgegangen ist.

Mehr als 150 000 Menschen haben die Petition »Wälder sind keine Holzfabriken – es reicht!!!« unterschrieben, die Ecker und ihre Mitstreiter verfasst haben. Das Vorwort ihres Manifests schrieb Bestsellerautor Peter Wohlleben (»Das geheime Leben der Bäume«). In der Verachtung der profitorientierten Holzwirtschaft ist man sich einig und findet dafür in der Bevölkerung jede Menge Beifall. Und so manche Forderung der Waldschützer taucht mittlerweile im Wahlprogramm der Grünen auf, die in Berlin nun über eine Regierungsbeteiligung verhandeln.

Susanne Ecker parkt ihren Geländewagen an einem Aussichtsturm. Nun geht es zu Fuß über einen Pfad weiter zu jenem Ort, den sie einen »richtigen Wald« nennt. Es ist dunkel und feucht, umgekippte Bäume liegen quer über dem Weg. Vereinzelt haben sich Weißtannen oder Eichen zwischen die Buchen gemischt. Ecker ist überzeugt, dass solche naturbelassenen Wälder Klimaveränderungen überstehen können, wenn man ihnen Ruhe und Zeit zur Anpassung gibt. Am Ende setzten sich die am besten geeigneten Arten von allein durch, sagt sie.

Diesen »Grundglauben an die Selbstheilungskräfte« hält Jürgen Bausch, Professor für Waldbau an der Uni Freiburg, für »recht naiv«. Man sehe ja, dass Mitteleuropa von Entwicklungen wie dem Klimawandel oder

eingebachten Schädlingen überrascht werde und allein die Anpassungsfähigkeit der Natur nicht ausreiche, um die Probleme zu lösen.

Bausch, der die Bundesregierung berät, beklagt, dass viele Naturschützer »keine evidenzbasierte Sicht zulassen«. Die mancherorts ideologisch geprägte Haltung erinnert den Forstwissenschaftler »an das weit verbreitete Faible für Homöopathie«.

Auch in den Landesforstbetrieben hält man die radikalen Ansätze der Waldschützerinnen und -schützer für realitätsfern, sowohl in biologischer als auch in ökonomischer Hinsicht. Einzelne Vertreter fanden sogar, dass Eckers Engagement im Waldschutz mit ihrer Tätigkeit als Naturführerin nicht vereinbar sei. Ihre Lizenz durfte sie trotz des Konflikts behalten. Sie wolle die Wälder nicht stilllegen, sagt Ecker, aber sie fordere, dass besonders in den Staatswäldern Naturschutz vor Holzproduktion stehen müsse. Schließlich gehöre der Wald den Bürgerinnen und Bürgern. »Ein Schwimmbad und ein Theater machen auch keinen Gewinn«, argumentiert sie.

Der Zorn der Waldschützer ist auch deshalb so groß, weil die Bundesregierung 2007 eine »Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt« verkündet hatte. In den staatlichen Forstgebieten sollten natürliche und naturnahe Wälder eingerichtet werden. Doch das Ziel, fünf Prozent des Waldes sich selbst zu überlassen, wurde nur gut zur Hälfte erreicht.

Und auch die Gesellschaft, jede und jeden Einzelnen, sieht Susanne Ecker in der Pflicht:

Wer denn Anzeigenblätter brauche, die ohnehin ungelesen im Altpapier landeten? Ob man wirklich mit Holz heizen und es nach China oder in die USA exportieren müsse? Man solle auf vieles verzichten, um das Ökosystem Wald nicht zu überfordern.

Die Forderung der Waldschützer, sich auf das Ökosystem Wald zu besinnen, ist nicht neu. In der Geschichte der Forstwirtschaft habe es immer wieder solche »Naturwald-Wellen« gegeben, sagt der Professor für Waldwachstumskunde an der Technischen Universität München, Hans Pretzsch. »Meist waren Krisen der Auslöser.« Im Jahr 1713 forderte der Forstfachmann Hans Carl von Carlowitz, immer nur so viel Holz zu schlagen, wie auch nachwächst. Die von ihm propagierte »continuierliche beständige und nachhaltige Nutzung« – eine Reaktion auf den erhöhten Holzbedarf jener Zeit – gilt heute als Grundidee der Nachhaltigkeit. Gut 200 Jahre später erweiterte der Forstwissenschaftler Alfred Möller dieses Leitbild, er plädierte 1920 für einen Wald ohne Kahlschlag, den er »Dauerwald« nannte. Der Förster solle stets nur einzelne Bäume fällen und die Artenvielfalt sichern. Nur wenige Waldbesitzer folgten seinem Vorschlag.

Erst mit einer weiteren Krise, dem Waldsterben der Achtzigerjahre, verbreitete sich die Idee. Ein Waldbaureferent aus Niedersachsen schrieb 1991 Grundsätze fest, die zum Leitbild wurden: Mischwald statt Monokultur, natürliche Vermehrung statt Anpflanzung, Einzelernte statt Kahlschlag.

Waldschützerin Ecker schlägt vor, zerstörte Wälder einfach sich selbst zu überlassen. Aus sogenannten Pionierbaumarten würde sich irgendwann von allein ein neuer Wald entwickeln. Viele Förster hingegen wollen das tote Holz nutzen und schnell neue Bäume pflanzen. Der Streit um den richtigen Weg zieht sich auch durch die Institutionen. Während das Bundesumweltministerium im Wald großflächig nicht eingreifen will, unterstützen das Landwirtschaftsressort und die Bundesländer das Aufräumen und Aufforsten mit Hunderten Millionen Euro Steuergeld.

3. Der Waldeigentümer

Deuthold von Gaudeckers Familie aus Hainetal bei Bad Hersfeld zählt zu den rund 1,8 Millionen privaten Waldeigentümern. 96 Prozent von ihnen besitzen 20 Hektar oder weniger. Gaudeckers Familie gehören 400.

Ein rotes, mit Sprühfarbe aufgemaltes K leuchtet auf den Fichten am Rand eines Weges in seinem Wald. »K steht für Käfer«, sagt Gaudecker. Es könnte auch für Katastrophe stehen, denn auf dem Waldstück, das sich einen kleinen Abhang hinunterzieht, sind alle Fichten tot. Der Borkenkäfer war da.

Gaudecker, 83, hat zwar vorgesorgt, unter den abgestorbenen Bäumen wachsen junge Fichten und Buchen nach. Aber wirtschaftlich sei auf der Fläche in den nächsten Jahrzehnten nichts zu holen, sagt er. Mindestens 80 bis 100 Jahre müssten die Bäume wachsen,



»In 20 bis 30 Jahren ist die Forstwirtschaft pleite.«

Waldeigentümer Gaudecker

bis sie zu Geld gemacht werden können – so lange gebe es keine Einnahmen, nur Kosten. Für die Grundsteuer, die Waldwege, die Pflege der Bäume. »Viele Betriebe haben noch gar nicht kapiert, wie schlecht es ihnen geht«, sagt Gaudecker. »In 20 bis 30 Jahren ist die Forstwirtschaft pleite.«

Für ihn ist der Wald Familiensache. Das Land im Osthessischen hat der Großvater seiner Frau 1935 erworben, er war zuvor in Thüringen enteignet worden. »Der Wald ist das Erbe der Väter, aber das Lehen der Kinder und Enkelkinder«, so sagt es Gaudecker. Regelmäßig, erzählt er, gehe er mit einer Leiter in den Wald und säge bei Douglasien Äste ab, damit die Bäume wertvoller wachsen. »Davon habe ich nichts mehr, und mein Sohn auch nicht, aber hoffentlich die Enkel.«

Lange Zeithorizonte, der Gedanke an die nächste Generation, wie ihn im Frühjahr das Bundesverfassungsgericht in seinem Beschluss zum Klimaschutz eingefordert hat, gehören für den ehemaligen Forstbeamten zum Selbstverständnis. Umso mehr empören ihn die Vorwürfe der Waldschützer. »Die Behauptung, wir würden Plantagen bewirtschaften, ist völlig verkehrt.« Sein Schwiegervater habe schon vor gut 50 Jahren damit begonnen, den Wald naturnah zu bestellen. Und er selbst baue den Besitz mithilfe von Buchen, Eichen, Douglasien und Lärchen aktiv zum Mischwald um.

Außerdem hat er für seinen Wald eine neue Existenzgrundlage geschaffen. Ein paar Mi-

nuten Autofahrt entfernt von den toten Fichten hat er ein großes Stück roden, mit Schotter bestreuen und stark verdichten lassen. Arbeiter bauen dort gerade einen gelben Kran ab. Statt Bäumen ragt nun ein 240 Meter hohes Windrad in den Himmel. Es ist eine von vier Anlagen, die eine Windkraftfirma in Gaudeckers Wald errichtet hat.

Vier Hektar seines Eigentums hat er für die nächsten 25 Jahre verpachtet. Pro Windrad zahlen Windparkbetreiber jährlich zwischen 20 000 und 70 000 Euro, wie viel er genau einnimmt, möchte der Grundbesitzer nicht verraten. Es sei ein Vielfaches von dem, was sich mit Holz erwirtschaften lasse.

»Unsere finanzielle Situation ist damit für die nächsten 25 Jahre gesichert.« Menschen, die Windkraftanlagen in Wäldern grundsätzlich ablehnen, trägt er eine einfache Formel vor. Mit dieser Art von Energie leiste er einen Beitrag zum Klimaschutz, mit den Pachteinahmen finanziere er den Waldumbau, und der wiederum helfe gegen den Klimawandel.

13 Jahre hat es gedauert, bis Gaudecker die Räder aufstellen konnte. Anfangs verzögerten Mopsfledermäuse das Projekt, sie hatten 1100 Meter entfernt ein Sommerquartier bezogen. Erst als die Landesregierung den Mindestabstand von fünf auf einen Kilometer reduzierte, trotz heftiger Proteste von Naturschützern, ging es weiter. Es folgten Gutachten zu den Flugrouten eines Rotmilans und die Suche nach einem Schwarzstorch, außerdem mussten Haselmäuse umgesiedelt wer-

den. Und in der Nachbargemeinde gründete sich eine »Interessengemeinschaft für Landschaftsschutz«. Die Kommune zog durch mehrere Instanzen gegen die Baugenehmigung vor Gericht.

Langjährige Rechtsstreitigkeiten kalkulieren Investoren meist ein. Windkraft im Wald polarisiert. Wer den Profit hat, ob als Kommune oder Privatmann, ist in der Regel dafür. Doch selbst unter Waldeigentümern gab es schon Initiativen, die den Rotoren im Wald »die Hinrichtung unserer mythisch bezaubernden Landschaften« anlasteten.

Auch die Politik bewertet das Thema unterschiedlich. Thüringen und Sachsen haben Windanlagen im Wald verboten. Nordrhein-Westfalen grundsätzlich auch, lässt aber Ausnahmen zu. Die Regierungen in Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg wollen diese Art der Stromerzeugung hingegen forcieren. Die grün-schwarze Koalition in Stuttgart plant bis zu 1000 Windräder im landeseigenen Forst und auf weiteren Landesflächen. Auch in Mainz ist die grüne Umweltministerin Anne Spiegel überzeugt, dass der Ausbau erneuerbarer Energien ohne die Waldflächen nicht gelingen könne. In Rheinland-Pfalz steht bereits jedes vierte Windrad im Wald.

Wenn es nach den privaten Waldeigentümern geht, sollen Erlöse aus Windkraft nicht die einzige alternative Finanzquelle zur Holzproduktion bleiben. Ihre Wälder seien eine Kohlenstoffspeicher, argumentieren sie, weil sie Treibhausgas speicherten. Das müsse honoriert werden – so wie der Ausstoß von CO₂ beim Heizen und Autofahren mit 25 Euro pro Tonne bepreist wird.

Die Rechnung geht so: Wachsen Bäume, nehmen sie Kohlendioxid auf und speichern den Kohlenstoff im Holz und Boden. Auch wenn die Stämme zu Möbeln oder Dachstuhl verarbeitet werden, bleibt das so. Und sollte Holz energieintensive Materialien ersetzen, etwa Stahl und Beton beim Hausbau, werden weitere Emissionen vermieden. In den vergangenen Jahren hatten die Wälder damit eine Klimaschutzleistung von rund 92 Millionen Tonnen Treibhausgasen jährlich, rund 11 Prozent der deutschen Emissionen.

Die Forstbranche hat ausgerechnet, was sie für diesen Dienst an der Menschheit gerne hätte: 112,50 Euro pro Hektar Wald. Steigt der CO₂-Preis, soll auch die Prämie steigen. Die deutsche Forstwirtschaft, die jährlich Waren und Dienstleistungen im Wert von durchschnittlich 8,2 Milliarden Euro produziert, würde auf diese Weise mit rund 1,3 Milliarden Euro subventioniert.

Ein faires Abkommen? Ohne seine Wälder wird Deutschland bis 2045 die Klimaneutralität nicht erreichen. Andererseits rechnet das Umweltbundesamt damit, dass die Kohlenstoffspeicher der Forste in den kommenden Jahren kleiner sein wird. Die deutschen Wälder werden älter und nehmen weniger CO₂ auf, die Holznutzung ändert sich. Dazu kommen

Kahlflächen, die Kohlenstoff abgeben, statt ihn zu speichern.

Deuthold von Gaudecker, der Waldbesitzer aus Hessen, findet die Idee trotzdem richtig. Schon vor 60 Jahren habe ihm sein damaliger Lehrchef im Forstamt gesagt, die Waldbesitzer müssten sich die außerbetrieblichen Leistungen des Waldes erstatten lassen. »Das kommt jetzt in die Gänge, weil wir es anders wirtschaftlich nicht mehr schaffen.«

4. Die Waldbaden-Kursleiterin

Katrin Dahmen begrüßt ihre Kundinnen mit geschultertem Rucksack. Dabei sind vier ältere Frauen, die sich regelmäßig treffen, um etwas zu unternehmen. Sie haben einen Vormittag im Wald gebucht. »Gehen wir ein paar Schritte«, sagt die studierte Biologin und zeigt auf einen leicht ansteigenden Weg hinter einer rot-weißen Schranke.

In den folgenden drei Stunden werden die Frauen den Wald neu kennenlernen. Sie werden Wege verlassen, Bäume anfassen, an Rinde riechen und nach Spuren auf dem Boden Ausschau zu halten. Alles so still wie möglich, wegen der Tiere, aber auch, weil innere Einkehr zum Programm gehört.

Es gehe weder um Sport noch um Leistung, sagt Dahmen, man lege pro Stunde kaum mehr als einen Kilometer zurück. »Absichtsloses Schlendern«, bei dem »alle Sinne geöffnet werden«, sei die Losung des Tages.

Unter dem Begriff »Waldbaden« wird ein derartiges Naturerleben seit einigen Jahren vielerorts angeboten. Waldbaden berühre die Seele, davon sind Kursleiter und -leiterinnen wie Katrin Dahmen überzeugt. Sie halten die langsamen Spaziergänge, in die sie Atemübungen, Meditationen und andere Techniken aus dem Repertoire der seelischen Gesundheitsvorsorge einbauen, für besonders wirksam. Ursprünglich stammt die Idee aus Japan, wo sie als Medizin anerkannt ist – Studien ergaben, dass sich Waldbaden positiv auf Herz, Kreislauf und Psyche auswirkt.

Watt aus dem Wald

Bau von Windkraftanlagen in Wäldern

■ möglich ■ eingeschränkt ■ nicht zulässig



Quelle: Fachagentur Windenergie an Land, Stand: März 2021

Seit einigen Jahren erforschen auch in Deutschland Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, ob und wie sich der Wald therapeutisch nutzen lässt. Dem Menschen sei es gegeben, das Lebendige zu lieben, meinen Soziobiologen. Bediene man diese »Biophilie«, stelle sich Zufriedenheit ein. Heute gilt ein Besuch im Wald zudem als Gegenmittel für Stress und andere Leiden, die Urbanisierung, Verdichtung und Digitalisierung mit sich bringen. Und je präsenter Drohszenarien wie »Klimakatastrophe« oder »bedrohte Natur« aufscheinen, desto wertvoller wird der Wald mit seinem Heilsversprechen – ein Umstand, der seit einigen Jahren offensiv vermarktet wird. In Mecklenburg-Vorpommern hat das Ministerium für Landwirtschaft und Umwelt bereits 2017 auf der Insel Usedom den ersten Kur- und Heilwald Europas ausgewiesen.

Mittlerweile existieren ähnliche Projekte auch in anderen Gegenden Deutschlands. Die Zahl der »Gesundheitswanderführer« steigt kontinuierlich, vom Deutschen Wanderverband sind mittlerweile rund tausend Männer und Frauen ausgebildet worden. Dass jeder Mann und jede Frau auch in Privatwäldern Ruhe und Erholung suchen darf, ist gesetzlich verankert.

Katrin Dahmen erzählt, dass sie mit zwei Gemeinden einen Nutzungsvertrag geschlossen habe, in Rheinland-Pfalz und in Nordrhein-Westfalen. Andernorts haben es Kursleiter schwerer, dort sorgen sich Behördenmitarbeiter, die Waldbadenden könnten das Wild aufschrecken oder Baumsprösslinge zertrampeln. Der Wald als umkämpftes Terrain, auch hier.

Dahmen kramt Taschenspiegel aus ihrem Rucksack, drückt sie den Frauen in die Hand. »Wenn Sie mögen, halten Sie den Spiegel doch einmal so, dass Sie die Unterseite der Baumkronen darin sehen.« Die Teilnehmerinnen laufen durch das Unterholz, die gespiegelten Kronen und Himmelsfetzen im Blick, es geht beim Waldbaden ja um neue Perspektiven.

Zum Abschluss eine gemeinsame Atemübung und eine Meditation: der Mensch ein Baum, die Füße die Wurzeln, die Erde das Fundament.

5. Die Jägerin

Der Walddumbau wäre um einiges einfacher, wäre er nur eine Sache zwischen Menschen und Pflanzen. Ist er aber nicht. Es gibt da noch jene Vierbeiner, die sich zwischen den Bäumen richtig wohlfühlen. Und es gibt zu viele davon. Für den Walddumbau bringt eine hohe Zahl von Rehen und anderem Wild jede Menge Probleme mit sich. Denn Rehe fressen besonders gern jene Bäume wie Douglasie, Ahorn oder Eiche, die der Klimaerwärmung trotzen würden.

»Die einzige Baumart, die man bei der Rehwildsdichte hochbekommen könnte, wäre die Fichte«, sagt Jens Borchers, 54, Leiter des Forstbetriebs Fürst zu Fürstenberg. Das Wild

verschmäh die Fichte, auch so kann eine Monokultur entstehen.

Es geht – beispielhaft – um ein Waldstück im Schwarzwald. Neun Hektar sind dort in den vergangenen Jahren von Stürmen und Borkenkäfern vernichtet worden. Wenn Borchers die Natur machen ließe, entstünde ein neuer Fichtenwald, was niemand will. Doch wenn er Laubbäume pflanzt, frisst das Wild die Sprösslinge, bevor sie zu einem jungen Baum emporwachsen können.

Der einzige Weg, den Wildverbiss einzudämmen, sagt Borchers, sei eine deutliche Reduzierung des Tierbestands. Doch dazu brauchte es einen Pakt mit den lokalen Jägern – noch so einer Gruppe mit sehr individuellen Ansprüchen und Interessen.

Die deutsche Jägerlobby ist groß und mächtig, auf dem Land genauso wie in Berlin. Sie will den Status quo bewahren. Insbesondere für private Jäger, die ihrem Hobby nachgehen möchten, ist ein Wald, in dem man garantiert Wild sieht, besser als einer, in dem man vergebens verharret.

Jahrelang sei in der Forstwirtschaft viel zu viel falsch gelaufen, klagen die Jäger. Sie sollten nun ausbaden, dass die Forstverwaltungen nicht genügend Personal hätten, um alle jungen Bäume mit Schafwolle zu umwickeln oder mit Tinkturen zu bestreichen, um sie vor Wildverbiss zu schützen.

Vierorts müssen Förster und Waldbesitzer Zäune errichten, um Flächen mit jungen Bäumen und nachwachsendem Wald zu schützen. Für Heike Grumann, Försterin in Bayern, ist das allenfalls eine Notlösung. »In Wahrheit nehmen wir den Tieren ihren Lebensraum weg, während der Wald dann doch nur in eng umgrenzten Flächen wächst.«

Grumann, 49, hat gerade die Bäume ihres Reviers untersucht. Alle drei Jahre wird in Bayern erhoben, wo Rehe den jungen Sprösslingen besonders zusetzen. Die Bestandsaufnahme ist eine Grundlage für die offiziellen Abschusspläne, wie sie das bayerische Jagdgesetz vorschreibt. »Wir finden dieses Vorgehen sehr sinnvoll«, sagt Grumann.

Wir, damit meint sie den Ökologischen Jagdverband, zu dessen Vorstand sie gehört. Den Gegenverein zum traditionsreichen Deutschen Jagdverband gibt es seit 30 Jahren, seine Mitgliederzahl ist im Vergleich verschwindend gering. Ökologisch jagen, das heißt für Grumann, den Bestand an Rehen von vornherein zu reduzieren. Eine kleinere Population sei auch gesünder für das einzelne Tier. »Wenn sie dicht auf dicht zusammenleben, breiten sich Parasiten und Krankheiten schneller aus.« So einen ganzheitlichen Ansatz vermisst die Försterin bei vielen Jägern. »Die denken viel zu wenig an die Bäume.«

6. Der Schadholz-Manager

In den Sommern 2018, 2019 und 2020 haben Dürre, Stürme und Käferbefall mehr als 160 Millionen Kubikmeter sogenanntes Schadholz hinterlassen. 75 Prozent des eingeschlagenen Holzes stammte im vergangenen Jahr

von geschädigten Bäumen – Holz von minderer Qualität und riesiger Quantität.

Bad Berleburg hat viel davon, zu viel. Bernd Fuhrmann, studierter Sozialpädagoge, ehemaliger Zehnkampftainer und seit 17 Jahren Bürgermeister der Stadt, hat deshalb ein Bündnis geschmiedet: gegen den Borkenkäfer, gegen die Kahlfächen, gegen den Frust.

Fuhrmann, 55, will dem Schadholz ein neues Image geben und zugleich zwei politische Ziele erreichen. »Spätestens 2040 soll Bad Berleburg CO₂-neutral sein. Und wir wollen eine wirtschaftlich gesunde Stadtgesellschaft.« Ende September hat der Stadtrat über die »Holz-Agenda« des Bürgermeisters abgestimmt. Alle öffentlichen Bauten sollen künftig weitestmöglich aus lokalem Holz, auch Schadholz, errichtet werden.

Die ersten Pilotprojekte laufen bereits. In der Lobby des Bürgerhauses stehen Sitzwürfel aus Schadholz, ein Bushaltestelle-Häuschen ist schon gebaut, für zwei Feuerwehrgerätehäuser gibt es Förderzusagen. Auch ein Parkhaus aus Käferholz ist geplant, 350 Stellplätze, bei Bedarf soll das vierstöckige Gebäude in Büroräume umgebaut werden können. Vorige Woche erhielt Fuhrmann die Finanzierung für eine Machbarkeitsstudie, die dem Bau vorausgehen muss.

Grundsätzlich, versichern Experten, seien die vom Borkenkäfer traktierten Fichten für jede Art von Holzbau geeignet. Nur ein veränderter Farbton, gräulich-blau oder braunrot, der durch einen vom Käfer begünstigten Pilzbefall hervorgerufen wird, kann die Herkunft verraten. »Aber es gibt eben dieses Igit-Gefühl, dass in dem Holz was Ekliges drinsteckt«, sagt Fuhrmann.

Der Bürgermeister steigt ins Auto, es gehe zum »Kuhmichel«, da lasse sich viel über das Holzproblem lernen. Auch die beiden Förster Johannes Röhl und Klaus Daum kommen zum Treffpunkt. Die Fahrt führt durch mehrere Täler, an den Straßenrändern lagern gefällte Stämme zu Hunderten.

Kuhmichel, das sind zwei Zimmerleute, Vater und Sohn, Lothar und Nils, Bärte, rote Anoraks, die Grobcordhosen ihrer Zunft. Als Fuhrmann vorfährt, sichten sie eine Holzlieferung aus Österreich. Fast einen Monat haben sie auf die verleimten Balken gewartet, von denen sie dachten, sie wären tadellos. Der Weltmarkt läuft seit Jahresbeginn leer. Schädlingsbefall in Kanada, Waldbrände und das Konjunkturprogramm von Präsident Joe Biden in den USA haben einen enormen Bedarf ausgelöst, auch asiatische Staaten kauften große Mengen Holz auf, die Preise sind explodiert.

»Aber noch verrückt ist es«, sagt der Senior, »dass in diesen importierten Balken Käferholz verarbeitet worden ist.« Genau die Qualität, die in Deutschland vielerorts als minderwertig gilt. Kuhmichel winkt den Bürgermeister und die beiden Förster heran. Sie begutachten das Holz. »Stimmt«, sagt Daum, »das ist typischer Graublaustich.«

Hätte der Zimmermann das Schadholz von ortsansässigen Betrieben gekauft, hätte es

keinen klimabelastenden Umweg nehmen müssen und wäre wohl schneller verfügbar gewesen. »Also nehmen wir künftig doch lieber die Bäume aus unserem Wald, ehe wir Käferholz importieren«, sagt Kuhmichel.

Fuhrmann hebt den Daumen. Genau so stellt er sich sein Bündnis vor. »Das Holz der kurzen Wege, das können wir sofort verarbeiten«, sagt Röhl. »Nachhaltiger geht es nicht.«

7. Der Forstminister

Reinhold Jost ist einer von denen, die im Dickicht der Waldpolitik als Glückspilz gelten könnten. »Wir haben die Wälder, die andere sich wünschen«, sagt der Umweltminister des Saarlands. »Mehr als 70 Prozent Laubholzanteil.« Jost, 55, braucht keinen Waldumbau, jedenfalls keinen großflächigen.

Große Mischwälder vor allem aus Buchen und Eichen ziehen sich über die Hügel des kleinen Bundeslandes. Insbesondere die Eichen haben die vergangenen Trockenjahre besser überstanden als viele andere Arten.

Jost profitiert von einem günstigen historischen Erbe. Dabei betrieben saarländische Förster Waldbau nicht aus Liebe zur Natur, sondern um Holz zu ernten, so wie anderswo auch. Die wuchtigen Stämme stützten die Stollen im Bergbau. Aber weil Fichten auf den schweren, zum Teil staunassen Böden an der Saar nicht gut gedeihen, entschieden sich die Förster für Eichen.

Und es gibt noch einen Grund, warum man mit Jost sprechen sollte, wenn man mehr über Waldpolitik erfahren möchte. Als Umweltminister mit SPD-Parteibuch muss er wenig Klientelpolitik machen. Naturschützer wählen wohl ohnehin eher Grün, Waldbesitzer und Jäger sind traditionell Unionsanhänger. Und weil das Saarland so klein ist, kennt jeder jeden, Josts Verhältnis zu den Umweltverbänden, sagt er, sei ebenso gut wie jenes zu den Jägern und Forstleuten. »Bei Problemen redet man miteinander, auch wenn die Positionen sehr unterschiedlich sind.«

Jost gibt sich als Vermittler, als Vertreter eines Sowohl-als-auch. Er wirbt für den »Urwald vor den Toren der Stadt«, ein stillgelegter Wald bei Saarbrücken. Das Umweltministerium betreibt das Projekt seit 2002 gemeinsam mit dem Naturschutzbund und dem Saarforst Landesbetrieb als Naturschutzgebiet mit Wanderwegen und Kinder-Ferienprogramm. Wenn es um andere Teile der Staatswälder geht, sagt Jost aber: »Wir bekennen uns zur forstwirtschaftlichen Nutzung.«

Ähnlich wie Rheinland-Pfalz hat das Saarland überdurchschnittlich viel Wald, davon sind 41 Prozent Landeseigentum. So war es auch Jost, der 2019 gemeinsam mit seiner Ministerkollegin aus Mainz erstmals eine »Honorierung der Wald-Ökosystemleistungen« ins Gespräch brachte. Sechs Millionen Euro pro Jahr verliert der Landesbetrieb durch Leistungen, die nicht erstattet werden, hat sein Ministerium ausgerechnet, etwa durch Bäume, die für seltene Tierarten stehen



»Die denken viel zu wenig an die Bäume.«

Ökologische Jägerin Grumann

»Dieses Igitt-Gefühl, dass in dem Holz was Ekliges drinsteckte.«

Bürgermeister Fuhrmann



Zur Strecke gebracht

Erlegte Wildtiere in deutschen Revieren, in Tausend*



* jeweiliges Jagdjahr

Quelle: Deutscher Jagdverband

Geschrumpfter Speicher

Im deutschen Wald gespeichertes Treibhausgas, in Millionen Tonnen CO₂-Äquivalent



negative Werte: Freisetzung von CO₂

Quelle: Umweltbundesamt; Projektionsbericht 2019

gelassen werden, anstatt sie zu fällen. In diesem und im nächsten Jahr rechnet der Minister mit einem Verlust von elf Millionen Euro für den landeseigenen Forstbetrieb. Eine Ökopremie in Millionenhöhe, bezahlt aus der CO₂-Bepreisung, könnte den Staatsbetrieb langfristig aber wohl profitabel machen.

Am Ende müssen Politik und Gesellschaft entscheiden, was mit den Wäldern passieren soll: bewirtschaften oder stilllegen? Prämien zahlen oder nicht? Im Juni sprach sich Bundesforstministerin Klöckner für eine Klimaschutzzahlung an Waldbesitzer aus. Wie die genau aussehen soll, muss verhandelt werden. Eine pauschale Flächenprämie, wie sie Lobbyisten vorschlugen, trägt das Risiko in sich, dass sich die Fehler aus der Landwirtschaft wiederholen. Waldbesitzer bekämen üppige Fördersummen, egal wie umweltverträglich sie wirtschaften. Die Gefahr, falsche Anreize zu setzen, ist erheblich.

Wer will, dass der Wald als grüne Lunge hilft, die Klimakrise abzuschwächen, muss jetzt die Richtung vorgeben. Lange ging es in der Agrarministerkonferenz um Milchpreise, afrikanische Schweinepest und EU-Agrarsubventionen, während der Zustand der Wälder ein Tagesordnungspunkt unter vielen blieb. »Man hat gehofft«, sagt Jost, »dass es schon kein zweites Waldsterben geben würde.«

8. Chancen

Klima, Mobilität, Generationengerechtigkeit – die drängenden Themen dieser Zeit sind hochkomplex. Einfache Lösungen gibt es nicht. Der Wald soll eine Vielzahl von Aufgaben übernehmen und jeder Menge Interessen dienen. Deshalb braucht es eine neue Dialogbereitschaft, um die Frontstellung der Lobbygruppen zu überwinden. Nicht zuletzt auf den höchsten Ebenen in Berlin, wo sich Landwirtschaftsministerium und Umweltministerium seit Jahren gegenseitig blockieren. Die nächste Bundesregierung wäre gut beraten, diese Starre aufzubrechen, Argumente abzuwägen und Kompromisse zu vermitteln.

Wälder sind ein Ökosystem mit Wechselwirkungen in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Handel mit Holz ist längst so global wie die CO₂-Bilanz des Planeten. An einen Stadtwald in Stuttgart stellen sich andere Anforderungen als an einen Forst in der Eifel. Böden und Klima im Spreewald lassen sich kaum mit den Verhältnissen im Allgäu vergleichen. Hinzu kommt, dass sich der Klimawandel regional unterschiedlich auswirken wird.

300 Jahre ist es her, dass auf deutschem Boden die nachhaltige Forstwirtschaft erfunden wurde. Die Förster waren dazu da, den Wald vor den Menschen zu retten, die ihn abholzen wollten. Klaus Daum vom Regionalforstamt Siegen-Wittgenstein sagt, ihm komme es vor, als hätten Förster noch immer diese Aufgabe: »Den Wald vor den Menschen zu schützen, die alles gleichzeitig von ihm haben wollen.«

Philipp Kollenbroich, Katja Thimm, Alfred Weinzierl